

Predigt über Jeremia 20,7-11a
3. Sonntag der Passionszeit - Okuli
Gatzen und Groitzsch
24. März 2019

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Selbstverständlich ist es nicht, sich am Sonntagmorgen auf den Weg in die Kirche zu machen und einen Gottesdienst zu besuchen – allein schon deshalb, weil es sich in einer entchristianisierten Gesellschaft überhaupt nicht von selbst versteht, Christ zu sein, seinen Glauben im Alltag zu leben, die Grundwerte der biblischen Botschaft zum Maßstab für das Leben zu erheben. War das in vergangenen Zeiten anders? Orientierten sich die Menschen da mehr an den Geboten und Weisungen Gottes? Zweifel sind angebracht. Denn die Schreckensgeschichte, die allein unser Volk im 20. Jahrhundert geschrieben hat (vor 1945 waren weit über 90 Prozent der Deutschen getaufte Christen) zeigt deutlich: Das eine ist, das Christentum als Kulturgut zu betrachten und insbesondere dann ins Feld zu führen, wenn es sich als ideologisches Kampfinstrument gegen andere Religionen einsetzen lässt. Das andere ist, sein Leben an der Botschaft Jesu, an seiner Menschenfreundlichkeit, an seinem Vorrang für die Schwachen, an seiner Gewaltlosigkeit auszurichten. Das war immer schon die Angelegenheit einer Minderheit. Minderheiten aber sind beides: Provokation, Ärger und das Herz, der Pulsschlag des Christentums.

Mit dem Predigttext für den heutigen Sonntag vernehmen wir eine Minderheitenstimme. Es ist ein Abschnitt aus dem Prophetenbuch des Jeremia. Dieser beginnt damit, dass Jeremia berichtet, wie er von Gott überrumpelt, überwältigt wird:

Du hast mich verführt, Herr, und ich habe mich verführen lassen; du hast mich gepackt und mir Gewalt angetan. Nun spottet man immerzu über mich, alle lachen mich aus. Denn sooft ich in deinem Auftrag rede, muss ich Unrecht anprangern. „Verbrechen!“ muss ich rufen, „Unterdrückung!“ Und das bringt mir nichts als Spott und Hohn ein, Tag für Tag. Aber wenn ich mir sage: „Ich will nicht mehr an Gott denken und nicht mehr in seinem Auftrag reden“, dann brennt dein Wort in meinem Innern wie ein Feuer. Ich nehme meine ganze Kraft zusammen, um es zurückzuhalten - ich kann es nicht. Viele höre ich tuscheln, sie nennen mich schon „Schrecken überall“. Die einen fordern: „Verklagt ihn!“ „Ja, wir wollen ihn anzeigen!“ sagen die anderen. Sogar meine besten Freunde warten darauf, dass ich mir eine Blöße gebe. „Vielleicht bringen wir ihn dazu, dass er etwas Unvorsichtiges sagt“, flüstern sie, „dann können wir uns an ihm rächen!“ Doch du, Herr, stehst mir bei, du bist mein mächtiger Beschützer! Deswegen kommen meine Verfolger zu Fall, sie richten nichts aus.

Jeremia 20,7-11a

Jeremia ist außer sich - aber nicht, weil er in eine prophetische Ekstase, eine Verzückung geraten ist. Nein - in einer Sprache, mit der sonst die Vergewaltigung einer Frau beschrieben wird, klagt er Gott an:

Du hast mich verführt, Herr, und ich habe mich verführen lassen; du hast mich gepackt und mir Gewalt angetan.

Jeremia wirft Gott vor, ihn schutzlos dem Gespött der Menschen preisgegeben zu haben:

Viele höre ich tuscheln, sie nennen mich schon „Schrecken überall“. Die einen fordern: „Verklagt ihn!“ „Ja, wir wollen ihn anzeigen!“ sagen die anderen.

Jeremia hat nicht nur Angst vor konkreter Verfolgung. Er spürt deutlich eine Isolation, die an seiner Glaubensgewissheit nagt. Er fragt sich: Was bringt das Rufen, das Mahnen, das Aufrütteln? Ist es mehr als Spott und Hohn? Ändert sich dadurch etwas an den Verhältnissen? Oder bleibt man als Mensch, der sich dem Ruf Gottes stellt, einsam in seinem Zorn, ohnmächtig in seiner Wut, schließlich mit Gott hadernd und an der Welt verzweifelnd?

40 Jahre wirkte dieser Jeremia als Prophet in Israel um die Wende vom 7. zum 6. vorchristlichen Jahrhundert. Er musste erleben, dass sich trotz seiner Verkündigung die Zustände im Land nicht besserten. Da regierte der König Jojakim mit despotischer Willkür und Härte. Unter ihm erging es dem Jeremia besonders schlecht. Nach einer scharfen Predigt im Tempel, in der er die ganze Verkommenheit des Glaubens und Lebens in Israel angeprangert hatte, wurde er angeklagt. Nur mit knapper Not entging er der schon geplanten Hinrichtung. Nachdem er einen Tonkrug zum Zeichen des Untergangs Israels vor den Augen seiner Zuhörer mit den Worten zerbrach:

Der Herr der Welt lässt euch sagen: Ich zerschlage dieses Volk und diese Stadt, wie man Tongeschirr zerschlägt, das man nicht wieder heil machen kann.

wurde er festgenommen, in den Block geschlossen und mit Haus- und Redeverbot für den Tempel belegt.

Für Jeremia war es besonders unerträglich, dass sich das Volk Israel - nachdem es zum Spielball der Großmächte Ägypten und Babylonien geworden war - nicht auf die Ursachen seines inneren und äußeren Untergangs besann. Er selbst sah diese in der Missachtung von Gottes Geboten, in der Ausbeutung und Unterdrückung der Armen durch eine kleine Oberschicht der Reichen, im Militarismus und Unrechtssystem gegeben. Doch nicht nur die Mächtigen, das ganze Volk täuschten sich selbst über die fatale Lage hinweg, indem sie sich ins Zentrum ihres Glaubens, den Tempel Jerusalems, als äußerliches Zeichen der unverbrüchlichen Zuwendung Gottes und als Sicherheitsfaktor zurückzogen. Da, so meinten die Frommen, wohnt Gott, der über ihre großen und kleinen Schweinereien schon hinwegsehen wird. Da, so meinten sie, wohnt der Gott, dem es letztlich gleichgültig ist, wie die Menschen hier auf Erden leben. Da, so meinten sie, wohnt der Gott, den sie als Garanten ihres Reichtums und ihrer Zufriedenheit anbeten konnten. Hand auf's Herz - wie viele Menschen verstehen auch heute so Kirche oder andere religiöse Zentren: ein Ort der Sicherheit, der kulturellen Identität, in dem ich auf sanft-spirituelle Weise Bestätigung erfahre und mich gegen notwendige Veränderung im persönlichen und gesellschaftlichen Leben abschotten kann. Denn was hier geschieht, soll nicht nach außen dringen, möglichst nichts mit der Welt zu tun haben, sondern allein meinem Wohlbefinden dienen. Doch wie sagte Jeremia:

Glaubt nicht, dass es euch etwas hilft, wenn ihr beschwörend wiederholt: Hier wohnt Gott. Hier wohnt Gott. Betrügt euch nicht selbst.

Für Jeremia war Gott schon längst aus dem Tempel ausgezogen, weil er die selbstgerechten Gottesdienste und Gebete nicht mehr ertragen konnte.

Ist es da verwunderlich, dass man dem Jeremia nach dem Leben trachtete:

Diesen Mann muss man töten! Wenn er so weiter redet, verlieren die Soldaten und all die anderen Leute in der Stadt den letzten Mut.

In der Tat: Die Verkündigung des Jeremia konnte weder auf die Mächtigen noch auf die, die die Starken zur Absicherung ihrer Geschäfte benötigten, ermutigend wirken. Jeremia musste als Defätist, als penetranter Nörgler und Miesmacher erscheinen. Er war Störenfried in einer Ordnung, die auf Unrecht basierte.

Damit weist Jeremia uns, der Kirche, dem Gottesdienst ein klare Rolle und Zielbestimmung zu: Alles soll so etwas wie eine große Störung sein, Abschied von Selbstverständlichkeiten. Kirche und Gottesdienst sollen nicht dazu dienen, die bestehenden Verhältnisse abzusegnen. Vielmehr sollen sie uns veranlassen, (selbst-)kritisch auf das Leben zu blicken und zu neuen Ufern aufzubrechen. Diese Aufgabe anzupacken, bringt uns Christen sehr schnell in Widerspruch zu gängigen, herrschenden Meinungen. Das ist nie besonders angenehm. Wir kennen das, wenn wir im Alltag spüren, auf wie viel Skepsis, ja Ablehnung Menschen stoßen, die sich erlauben, ihren Glauben zu artikulieren. Wahrscheinlich kennen etliche von uns die Situation, wie man mitleidig belächelt wird, wenn man sich als Christ zu erkennen gibt. Und wenn man dann im öffentlichen Diskurs Grundwerte des biblischen Glaubens einbringt wie Gewaltlosigkeit, Feindesliebe, Bewahrung der Schöpfung, kann es schnell einsam um einen werden.

Vor einigen Tagen eröffnete mir anlässlich eines Empfangs ein Mann aus den Führungsetagen Leipzigs: Ich trete aus der Kirche aus. Ich fragte ihn, warum. Er antwortete: Weil sich die Evangelische Kirche für „Tempo 130“ stark mache. Er lasse sich nicht von der Kirche vorschreiben, wie schnell er auf der Autobahn fahren darf, und schon gar nicht lasse er sich seine Freiheit beschneiden. Die Kirche solle sich da heraushalten. Ich entgegnete, dass es sich beim Tempolimit nicht um Pillepalle handle. Vielmehr steht die Bewahrung der Schöpfung, der Klimaschutz und das Leben meines unbekanntes Nächsten, das ich als Autofahrer immer gefährde, im Mittelpunkt. Was aber die Freiheit angeht, so zeichnet sich der evangelische Glaube dadurch aus, dass er uns im Spannungsfeld zwischen Freiheit und Bindung Orientierung verleiht – und das nicht statisch, aber in einem dynamischen Prozess.

Doch solche Auseinandersetzungen sind nichts gegenüber den Selbstzweifeln des Jeremia. Er hatte keine Lust mehr an seiner Botschaft. Es machte ihm überhaupt keinen Spaß, gegen den Strom zu schwimmen. Er war viel zu sehr mit den Menschen verbunden, als dass er Gefallen an seinem Auftrag finden konnte, dem Volk Israel den Untergang anzukündigen. Wenn er aber in der Weise redete, wie er es tat, dann aus einer übermächtigen, sachlichen Notwendigkeit, aus einem göttlichen Zwang heraus. Diesen Zwang beschreibt Jeremia am Anfang des Predigttextes in einer fast gotteslästerlichen Weise: Gott habe sich ihm genähert wie ein Mann einem hilflosen Mädchen, um es zu verführen. Obwohl er alle Kraft zusammen nehme, sich zu wehren, kann er das Wort Gottes nicht zurückhalten. Es brennt in ihm wie Feuer.

Mit Jeremia lernen wir die Schwierigkeiten kennen, in die ein Mensch gestürzt wird, der seinen Glauben ernst nimmt: Er wird aufgerieben zwischen der Liebe zu seinem Volk, aus dem er sich nicht einfach verabschieden kann, und der Feindschaft, die ihm durch das Aussprechen der ihm aufgetragenen Wahrheit entgegen schlägt. Er wird aufgerieben

zwischen dem Wunsch, mit allen Menschen auskommen zu wollen, es möglichst allen recht zu machen, seine Freunde nicht zu verlieren, und der Notwendigkeit, den Geboten Gottes zu folgen und das Unrecht anzuprangern. Er wird aufgerieben zwischen der eigenen Sehnsucht nach Glück, Ruhe und Zufriedenheit und der Notwendigkeit, auf diese bürgerlichen Lebensziele zu verzichten zugunsten des Auftrages Gottes für einen verantwortlichen Gottesdienst einzutreten - auch wenn dadurch Freundschaften gefährdet werden oder gar zerbrechen und Anerkennung schwindet. Ich kann mir vorstellen, dass gerade die Menschen in der hiesigen Region, die in den vergangenen Jahrzehnten ihre Dörfer verloren haben bzw. deren Ortschaften heute von Zerstörung zugunsten der Braunkohle bedroht sind, die innere Zerrissenheit des Jeremia gut nachempfinden können: auf der einen Seite das Bedürfnis, mit den Nachbarn in Frieden zusammenleben zu können, auf der anderen Seite der Drang, sich der systematischen Umweltzerstörung entgegenzustemmen.

Das aber ist der Preis des Glaubens. Die Propheten wie Jeremia, Jesus Christus selbst, und alle, die ernstlich in seiner Nachfolge standen und stehen, sind Zeugen dafür, dass der Glaube auch seine Schattenseite hat: die Anfechtung, die Angst, die gesellschaftliche Ächtung, die eigene Unzufriedenheit und Zerrissenheit, der Kleinmut, das Kreuz. Nun sollten wir nicht so tun, als ob wir uns als Christen, als Kirche heute in einer ähnlich lebensbedrohlichen Lage wie Jeremia befinden. Aber viele Menschen unter uns haben sehr lebendige und zum Teil bedrückende, traumatische Erinnerungen an die DDR-Zeit, in der nicht wenige ihr Christsein mit gesellschaftlicher Ächtung bezahlen mussten. Darum sollen wir uns immer bewusst sein, dass der Schatten von Golgatha, der Schatten des Jeremia zum Glaubensleben eines Christenmenschen dazu gehören. Auch heute, wenn es darum geht, die Ziele des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung weiter zu verfolgen; wenn wir uns entschieden gegen die Abbaggerung von weiteren Dörfern zugunsten der Braunkohle wenden und uns für den Erhalt von Pödelwitz und seiner Kirche einsetzen, wenn wir Geflüchteten Kirchenasyl gewähren oder wenn wir uns gegen den Irrsinn von Rüstungsproduktion und -export stellen. Das Glaubensleben eines Christenmenschen kann sich nicht dem Zwang zur schmerzenden Wahrhaftigkeit entziehen. Ja, es kann sehr ungemütlich werden, den Glauben an Jesus Christus in dieser Welt zu bezeugen. Es bringt uns in Widerspruch zu den gängigen Meinungen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Aber es bleibt die Frage: Wie können wir es ertragen, in diesem Schatten zu leben, ohne selbst innerlich zu erkalten, uns zu verhärten? Jeremia antwortet auf diese Frage:

Doch du, Herr, stehst mir bei, du bist mein mächtiger Beschützer! Deswegen kommen meine Verfolger zu Fall, sie richten nichts aus.

Damit bringt Jeremia etwas zum Ausdruck, was für uns ganz wichtig und durch Jesus Christus auch lebendig geworden ist: Nicht die Wirklichkeit, in der wir leben, in der Macht und Willkür herrschen, ist das Letzte, was wir hier auf Erden zu erwarten haben. Sondern die letzte Wahrheit, auf die wir uns verlassen können, lautet: Gott ist auch der Gott derer, die ihn verachten. Das heißt: Er ist Herr über alle Herren und Mächte, Herr über diese Welt. Darum sind die Siege der Mächtigen immer nur scheinbar, nämlich Pyrrhussiege und unsere Niederlagen nur vorübergehend. Diese Gewissheit hat einem Jeremia die Kraft gegeben zu bekennen:

... dein Wort (brennt) in meinem Innern wie ein Feuer. Ich nehme meine ganze Kraft zusammen, um es zurückzuhalten - ich kann es nicht.

Doch gleichzeitig hat ihn dieses Brennen nicht davor verschont, ein - wenn auch vorläufiges - Opfer der Pyrrhussieger zu werden. Auch Jesus Christus hat seine Botschaft nicht vor dem Kreuzestod bewahrt - so wie viele Menschen, die ihren Glauben ernst nehmen, durchaus scheitern und zum Opfer werden können.

Dass Gott uns beisteht, dass seine Kraft in uns mächtig ist, das ist eben keine Garantie, vor allem Leid, vor Glaubenszweifeln und Anfechtung verschont zu bleiben. Aber es ist die Kraft, die uns hier auf Erden den Menschen und Mächten widerstehen lässt, die sich keinen Deut mehr um Gottes Gebote kümmern, die nur noch ihren eigenen Vorteil suchen. Es ist die Kraft, sich dem Auftrag Gottes zu stellen, unseren Glauben trotz aller inneren Widerstände als ein brennendes Feuer in uns zu spüren – ein Feuer, das uns nicht verzehren, sondern befreien will zu einem Sinn erfüllten Leben hier auf Erden. Diese Freiheit hat einen hohen Preis. Sie hat aber auch einen unermesslichen Ertrag.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

info@wolff-christian.de

www.wolff-christian.de